

Beate Mitscherlich

## Im globalen Strom daheim- Gedanken zur Zukunft von Integration und Identität – Folgerungen für die Jugendarbeit

Eine Tagung zur Jugendarbeit unter das Thema Heimat zu stellen wirkt auf den ersten Blick befremdlich und zunächst eher anachronistisch: Ist Heimat nicht eher ein Thema für Ältere, die nostalgisch an Ihre Herkunftsorte und die guten alten Zeiten zurückdenken? Zeichnet sich Jugend nicht gerade durch Sturm und Drang, die Wanderjahre, das Weg- und Hinauswollen, das Hinter- sich- lassen einer zu eng gewordenen Herkunftsheimat aus? Ist Heimat überhaupt noch ein Thema in einer vielfach vernetzten, globalisierten, in schnellem Wandel befindlichen Welt? Ist die Sehnsucht nach Heimat nicht nur noch das krampfhaftes Festhalten von etwas, was längst abhanden gekommen ist: die Vertrautheit mit einem Ort, an dem sich wenig ändert und der selten verlassen wird und das Eingebundensein in einen relativ stabilen sozialen Zusammenhang, in dem die Regeln für alle klar und für alle gleich sind?

Ja es stimmt, diese Art unveränderliche, ethnisch und kulturell homogene, über Generationen tradierte, Verhalten normierende und dafür ein hohes Maß an Sicherheit gebende Welt gibt es kaum noch. Selbst in das abgelegenste Bergtal –egal ob in den Anden oder in den Alpen- bricht die globalisierte Moderne ein: in Form von Touristen - kaum jemand wagt noch von Fremden zu sprechen – aber auch von Flüchtlingen oder Arbeitsmigranten, die nach einer neuen Heimat suchen, nachdem sie ihre alte verlassen mussten. Sie bricht medial ein, durch Nachrichten aus den Kriegs- und Krisengebieten dieser Welt, ökonomisch, nicht nur durch das Auf- und Ab der Aktienkurse sondern auch durch weltweit vertriebene Produkte, durch das Supermarktangebot, das dem einheimischen Landwirt die Existenz untergräbt.... Noch nicht einmal das Klima ist unabhängig von globalen Prozessen und wenn in China der Schornstein richtig raucht, schmilzt auch in den Alpen der Schnee. Nicht nur alte Menschen fühlen sich dadurch bedroht in ihrer Sicherheit und ihrem (relativen) Wohlstand. Auch junge Menschen ahnen, dass ihr Leben vermutlich anders werden wird als das ihrer Eltern (was man sich vor 30 Jahren noch gewünscht hat) und dass unser, in den letzten 100 Jahren meist eingelöstes Versprechen, dass die Kinder es einmal besser haben sollen, vielleicht so nicht mehr zu halten ist.

Allerdings ist dieser Gedanke wohl in erster Linie beunruhigend für Ältere, für die Menschen die Besitzstände zu verteidigen und damit etwas zu verlieren haben. Für Menschen, die nichts oder wenig haben ist der Gedanke, dass die Karten neu gemischt und der Reichtum umverteilt wird, eher spannend. Auch junge Leute erlebe ich längst nicht so von Ängsten geschüttelt, wie der öffentliche Diskurs es nahe legt. Auch wenn sie gesellschaftliche Entwicklungen mit Besorgnis sehen, glauben die meisten von ihnen nach wie vor an ihre persönliche Zukunft und hoffen darauf, dass sie auch in einer sich wandelnden Welt ihren Platz finden werden. (siehe u.a. Schell-Studien 2002, 2006, Zinnecker u.a.) Sie wissen auch, dass das nicht einfach wird, gerade was den Bereich Arbeit und Beruf angeht, der nach wie vor ein zentrales Thema jugendlicher Identitätsbildung ist. Aber alle Untersuchungen zeigen auch, dass Jugendliche heute mit Unsicherheiten besser zurechtkommen (müssen) als ihre Eltern, ihre Berufs-Biographie von vornherein offener planen, mit Zeiten ökonomischer Unsicherheit rechnen und sie auch (zeitweise) gut überbrücken können. In Deutschland sagen Jugendliche: „Dann harze ich eben erst einmal.“ (HARZ IV : leben von Sozialhilfe) oder balancieren sich mit Ausbildungsförderungen, Nebenjobs, unbezahlten Praktika, Freiwilligenarbeit und elterlicher Unterstützung über eine immer länger dauernde Phase von Ausbildung und Berufseinstieg. Ein Einkommen haben und Dinge tun, bei denen man sich verwirklichen kann, die einem Spaß machen und sinnvoll erscheinen werden zunehmend unabhängig voneinander gedacht. Identitätsprojekte (nicht nur im Bereich Beruf) werden kurzfristiger, offener aber auch vielfältiger. (s.a. Keupp u.a. 2002) Kompensatorisch werden plötzlich wieder Werte wichtig, die in der einseitig auf Arbeit, Einkommen und Leistung fixierten Gesellschaft an den Rand geraten waren: Einbindung in Familie und Partnerschaft, Kinder und Generativität, Zeit mit Freunden zu verbringen... Ist diese Entwicklung wirklich so schlimm? Oder ist sie nicht auch logisch und notwendig?

Was aber wird dann aus der Heimat? Zunächst bliebe zu klären, was Heimat eigentlich ist. Etymologisch hat der deutsche Begriff von Heimat einige Besonderheiten: Ursprünglich beschreibt er das „an die Scholle gebunden sein“. „Die neue Heimat kostete ihn wohl 1000 Gulden“, hieß es noch bei Jeremias Gotthelf, Heimat war ursprünglich erworbener und vererbbarer Grundbesitz, (und so wird Heimat nach wie vor im alemannischen Sprachraum gebraucht), wer nichts besaß, hatte auch keine Heimat und hatte (früher) kein Heimatrecht. (Ähnliches scheint für Migranten, aber auch für marginalisierte Einheimische bald wieder zu gelten.) Erst im Zuge der Industrialisierung wurde dieser bäuerliche Begriff von Heimat aufgeweicht, romantisiert („Die Heimat als Spazierwelt!“), verinnerlicht („Die Heimat als

gutes Gefühl!“), nationalistisch besetzt und politisch missbraucht („Gefallen für die Heimat!“ – aber in Russland oder Afrika) und - nachdem die Heimat in Schutt und Asche gefallen war, kommerzialisiert („Heimat von der Stange!“) : Heimatromane, Heimatfilme, Heimatlieder beschreiben seit den 50er Jahren eine heile Heimatwelt, die es so gar nicht mehr gibt und die sich (nach wie vor) gut verkauft. Weil es offensichtlich ein Bedürfnis nach dieser heilen Welt gibt, das Bedürfnis mit seiner Umgebung überein zu stimmen, das Bedürfnis das die Dinge so bleiben wie sie nie waren. Denn die realen Heimaten waren oft ärmlich, eng und diktatorisch. Adorno sagte einmal: „Heimat heißt Entkommen- sein!“ Und beschrieb damit nicht nur die Erfahrung des Überlebens im Exil. Erst in den 80er Jahren wurde der Heimatbegriff durch die ökologische Bewegung progressiver besetzt, Heimat war der gestaltbare Nahraum, der Rahmen, in dem man lokal handeln wollte (ohne deswegen das Globale aus den Augen zu verlieren.) Die Gesellschaft verdankt dieser Bewegung nicht nur das Bewusstsein gesünderer Ernährung aus kleinen regionalen Kreisläufen, sondern vielfältige Erfahrungen mit Stadtteilentwicklung, Bürgerbeteiligung, demokratischem Handeln vor Ort.

Eine weitere Besonderheit des deutschen Heimatbegriffs ist die romantische bzw. emotionale Aufladung, die sich in anderen Sprachen kaum vermitteln lässt („Home is, where you hang your hat.“) und die Bausinger als Ergebnis der gescheiterten frühbürgerlichen Revolution beschreibt: Was sich in der Außenwelt nicht beeinflussen ließ, musste in der Innenwelt „angeschaut“ und zunehmend idealisiert werden. Auch die amerikanische Historikerin Celia Applegate, die sich intensiv mit der deutschen Heimatbewegung beschäftigt hat, sieht diese als „provinziellen“ Reflex auf die verspätete deutsche Nationenbildung und den Versuch, regionale Spezifika gegen den Siegeszug der kapitalistischen Modernisierung und den nationalistischen Impetus des „Reiches“ zu behaupten.

Nicht zuletzt ist „Heimat“ im Deutschen ein Einzahlwort, rein sprachgeschichtlich gibt es nur eine Heimat und es ist im Duden nicht vorgesehen, dass ein Mensch mehrere, ja vielleicht sogar viele Heimaten hat.

Empirisch ist das heutzutage anders. Fragt man Menschen danach, was für Sie Heimat ist, nennen sie immer Verschiedenes und - bezogen auf Orte- oft mehrere „Heimaten“. (s.a. Mitscherlich 2000) Zentral in den Heimatbeschreibungen ist ein Gefühl von Geborgenheit, Vertrautheit, subjektiver Sicherheit, das wird in erster Linie mit sozialer Einbindung in der Gegenwart, dem Beheimatsein in Familie, Partnerschaft, einem Freundeskreis, in zweiter Linie mit Herkunftsheimaten, den Orten und Bezugspersonen des Aufwachsens verbunden. Diese Zweiteilung hat natürlich damit zu tun, dass viele Menschen – und fast alle, die einen

akademischen Abschluss erwerben- die Herkunftsheimat verlassen und sich an einem neuen Ort beheimaten müssen. Deutlich seltener werden landschaftliche, kulturelle, politische oder nationalistische Aspekte des Heimatbegriffes beschrieben. Heimat ist also in erster Linie ein sozialer Ort, Ort des „Kennen, gekannt und Anerkannt- Werdens“, wie Ina-Maria Greverus es formuliert hat. Das biographische Nacheinander oder aktuelle Nebeneinander des Lebens an verschiedenen Orten führt also zur höheren Gewichtung der sozialen Qualität des Zusammenlebens. Heimat ist dort, wo ich verstanden werde und mich in meiner Eigenart integrieren kann bzw. sozial integriert werde. Selbst der Herkunftsort wird trostlos, wenn es dort keine Bezugspersonen oder – in der Sprache der Identitätsforschung- keine signifikanten Anderen, Menschen deren Bewertungen für mich von Bedeutung sind, mehr gibt. Die Heimaterfahrung hat also zwei Seiten- die integrierende Gemeinschaft und das sich integrierende Subjekt. Fremd bleibt, wer von der Bezugsgruppe nicht aufgenommen und anerkannt wird, aber auch der sich – vielleicht auch in einer aufnahmebereiten Gruppe - weiterhin als Fremd(körper) fühlt oder verhält.

Wenn wir uns mit der Heimaterfahrung von Kindern und Jugendlichen in der globalisierten Welt befassen, muss man sich zunächst die entwicklungspsychologischen Aspekte dieses Prozesses klar machen. Zum einen kann man davon ausgehen, dass die Umgebungen der frühen Kindheit und natürlich die ersten Bezugspersonen „Heimat“ für das Kind sind bzw. in besonderer Weise die Identität und das Selbstgefühl prägen. Nicht umsonst beschreiben wir die erste soziale Differenzierungsleistung von Säuglingen als „Fremdeln“, die Unterscheidung von vertrauten und fremden Personen, zwischen Personen, mit denen man sich verbunden fühlt und denen, die man als nicht zugehörig erlebt. Die Voraussetzung für diese soziale Differenzierungsleistung ist immer eine primäre Bindung, bindungsgestörte Kinder „fremdeln“ weniger, aber sie explorieren neue Umgebungen auch weniger, als Kinder, die nachdem sie sich ihrer Herkunft (Mutter oder Vater) versichert haben, entschlossen auf neue Reize zusteuern. Eine sichere Bindung ist Voraussetzung für Exploration, Heimat die Voraussetzung für das Darüber - Hinausgehen, für das Entdecken neuer Umgebungen. Während das Heranwachsen in einer relativ natürlichen Umgebung mit einer schrittweisen Erweiterung des kindlichen Gesichts- und Handlungskreises und der damit bezogenen Personen einherging, findet Heranwachsen in der Moderne unter wesentlich fragmentierteren und isolierteren Bedingungen statt: in den geschlossenen Räumen von Wohnungen, in denen meist nur eine erwachsene Bezugsperson (statt einer Großfamilie mit mehreren verfügbaren Bezugspersonen) und (außerhalb von Kindereinrichtungen oder Spielplätzen) kaum Kinder

als Spielpartner zur Verfügung stehen. Die „Verinselung“ der Kindheit (Helga Zeiher) zeigt sich auch darin, dass Kindern das Sich- Eigenständig- auf den Weg machen und Umgebungen aneignen zunehmend verwehrt wird, ja es fast schon als Verwahrlosungszeichen gilt, wenn Kinder allein oder in Gruppen unbegleitet in der Stadt unterwegs sind. Der permanente „Begleitschutz“ durch Erwachsene oder die – v.a. in der Mittelschicht üblichen- Kinderfahr- dienste von der Schule zum Ballett, zum Englisch, zum Kindergeburtstag, verhindert partiell, dass Kinder ihre Umgebungen als zusammenhängend erfahren und sich selbst darin als handlungsfähiges Subjekt. Wenn man ältere entwicklungspsychologische Untersuchungen liest, wie z.B. die von Martha Muchow: „Der Lebensraum des Großstadtkindes“ oder sich Wiederverfilmungen von Klassikern wie „Emil und die Detektive“ (1931,1956,2001) ansieht, erkennt man schnell, wie sehr sich nicht nur die Umgebungen der Kindheit, sondern auch Familienbeziehungen, Geschlechterrollen und nicht zuletzt Aneignungsstrategien verändert haben.

Auch in der Jugendforschung werden Entwicklungen beschrieben, die den Heimatbezug von Jugendlichen verändern. Dieter Baacke schrieb bereits in Anfang der 90er Jahre: „Heimat ist heutzutage nur noch ein Echo, dessen raumbundener Ursprung längst verhallt ist. Sie ist nur noch dort, wo Menschen sich zeigen dass sie einander angehen.“ Mediennutzung, Handy, Computer und Internet haben die Kommunikationsformen der Heranwachsenden stark verändert, dennoch sind aus meiner Sicht Orte, an denen Begegnung lebhaftig stattfindet nach wie vor zentral für Identitätsentwicklung. Gerade für marginalisierte Jugendliche, werden Orte, die Treffpunkte sind zum Bezugspunkt der Identität: Bushaltestellen, Bänke, Spielplätze, Bahnhöfe- transitorische Räume, die offensichtlich adäquate Umgebungen für das „Dazwischensein“ darstellen, die auch schnell wieder verlassen werden können und wo man den Zumutungen der Erwachsenenwelt, die Schule und Ausbildung dominieren, zumindest ein Stück weit aus dem Weg gehen kann.(s.a. Brückner) In anderen Fällen können aber auch Jugendzentren, Projekte und Gruppen „Anlaufpunkte“ für das Bedürfnis nach Zugehörigkeit, Anerkennung und Vertrautheit sein, mit erwachsenen Begleitern, die nicht zur eigenen Familie gehören und meist auch keine permanenten Leistungsanforderungen stellen. Neben der Erwachsenen oft bedrohlich erscheinenden Okkupation des öffentlichen Raumes bis hin zur „Tribalisierung“, wie sie Maffesoli für die Suburbs der großen Städte beschrieben hat, in denen „Stämme“ von Jugendlichen das eigene Revier gnadenlos verteidigen und jeden „Fremden“ angreifen, gibt es eben auch eine wachsende Zahl von Jugendlichen, die sich projektbezogen in der Freiwilligenarbeit, im sozialen Bereich, in Sport-, Musik- oder Kunstgruppen engagieren und dort Verantwortung übernehmen. Und daraus nicht zuletzt

„Heimatgefühl“ und auch personale Identität ziehen: Das beinhaltet nicht nur soziale Integration, sondern auch die Möglichkeit Räume zu beeinflussen und mit zu gestalten und nicht zuletzt die Erfahrung der Sinnhaftigkeit des eigenen Handelns.

Diese drei Aspekte stellen aus meiner Sicht die wesentlichen psychologischen Dimensionen von Heimat dar

- sense of community als Gefühl des Zu-einer Gemeinschaft- Gehörens, dort anerkannt und integriert zu sein
- sense of control als Wahrnehmung von Handlungs- und Gestaltungsmöglichkeiten, die Chance Einfluss zu nehmen auf Umgebungen und deren soziale Regeln
- sense of coherence, als Bewusstsein der Verstehbarkeit, Sinnhaftigkeit und Beeinflussbarkeit seines Lebenszusammenhanges

Heimat allerdings fällt nicht mehr selbstverständlich an, sondern muss auch von Kindern und Jugendlichen immer wieder neu hergestellt werden, Beheimatung wird wie Identitätsarbeit zur permanenten Aufgabe nicht nur von Jugendlichen, sondern auch von Erwachsenen, die eben genauso wenig im sicheren Hafen der einmal getroffenen Festlegungen ankern können. Wie gut das gelingt, hängt nicht nur von den Ressourcen ab, welche die Gesellschaft zur Verfügung stellt, wie z.B. Räume, Mittel, qualifizierte Personen, die als Begleiter für die Jugendlichen zur Verfügung stehen, sondern auch von personalen und familiären Ressourcen der Jugendlichen (Bildung, Einkommen) bzw. davon, wo sie überhaupt soziale Unterstützung für ihre Identitätsprojekte oder auch Identitätsexperimente finden.

Aus meiner Sicht sind auch die Probleme von Jugendlichen mit Migrationshintergrund infolgedessen differenzierter zu betrachten. Ein Migrationshintergrund ist nicht an sich ein Belastungsfaktor, zumal die meisten der Kinder und Jugendlichen ja bereits in Deutschland bzw. Österreich geboren sind und- unabhängig von ihrer Staatsangehörigkeit- die Stadt (und auch das Land), wo sie aufwachsen, physisch als Heimat erfahren. Sie erfahren allerdings auch die Kultur ihrer Eltern als Heimat und verhalten sich diesen gegenüber meist loyal. Zu Konflikten kommt es vor allem aus drei Gründen: Erstens dann, wenn sie sich als unerwünscht, diskriminiert und nicht willkommen wahrnehmen, bzw. ihnen auf Grund von Sprache, Hautfarbe, kulturellen geprägtem Verhalten Zugehörigkeit abgesprochen wird und Chancen zur gleichberechtigten Teilhabe verwehrt bleiben, d.h. ihre faktische Heimat sie nicht als „Ihrige“ annimmt

Zweitens wenn Dominanzkultur und Kultur der Herkunftsfamilie als unvereinbar konstruiert werden, was z.B. im Zuge der Gleichsetzung von Islam und Terrorismus zunehmend passiert. Drittens wenn sie sich als benachteiligt im Zugang zu Bildung, Beruf und politischer Teilhabe erfahren bzw. oft rein faktisch mit schlechter Sprachkenntnis, Armut und Benachteiligung zu kämpfen haben.

Im Grunde genommen könnten sich Kinder mit Migrationshintergrund durchaus als Kultur- und Sprachmittler und damit als Bereicherung sowohl ihrer Herkunftskultur als auch der Kultur des Aufnahmelandes entwickeln. In vielen Fällen haben sie aber aufgrund schwieriger Ressourcenlagen statt zwei Heimaten, die sie in ihrer Person verbinden, am Ende gar keine: Weder gehören sie noch zur Heimat der Eltern (und werden auch dort oft als Fremde behandelt, weil sie Sprache und kulturelle Regeln nicht mehr kennen oder einhalten wollen), noch werden sie wirklich als Deutsche oder Österreicher akzeptiert. (Selbst wenn sie dort geboren sind und die entsprechende Staatsangehörigkeit haben.) Die Tatsache, dass sich MigrantInnen der zweiten oder gar dritten Generation zunehmend in ihre ethnischen Communities zurückziehen und (in Berlin nachgewiesen) teilweise schlechtere Sprachkenntnisse als ihre Eltern haben, hat weniger mit Kulturkonflikten, als mit misslungener Integration und zunehmender Marginalisierung zu tun. (Bspw. waren die Väter beruflich integriert, für die Kinder finden sich aber keine Ausbildungs- bzw. Arbeitsplätze mehr.) Neben der faktischen Integration und (gleichberechtigten) Teilhabe gehört zur Beheimatung dieser Kinder und Jugendlichen, auch die Erfahrung, in ihrer Eigenart, also mit ihrem kulturellen Hintergrund anerkannt zu sein.

In unserem mehrjährigen Projekt zur Identitätsentwicklung von jungen Erwachsenen (s.a. Keupp u.a. 2002) haben wir sehr unterschiedliche Beheimatungsstrategien gefunden, sowohl bei Jugendlichen mit Migrationshintergrund, als auch bei Jugendlichen aus Ostdeutschland, die zur Ausbildung nach Westdeutschland gegangen sind und dort nicht nur ohne Familie und Freunde waren, sondern auch mit einer wesentlich individualistischeren Kultur konfrontiert waren. Als Problemgruppen in Bezug auf Heimat haben sich aber bspw. auch Bauernkinder, welche die landwirtschaftliche Tradition ihrer Familie aufgaben, weil sie Arbeitsplätze in der Verwaltung anstrebten und als problematischste Gruppe sozial und familiär entwurzelte Jugendliche gezeigt.

Am schwierigsten wurde es, wenn mehrer Problemaspekte von Heimat zusammenkamen, wie im Fall von Daphne. Als Kind einer flämischen Mutter und eines sizilianischen Gastarbeiters in Flandern geboren, trennten sich die Eltern bereits kurz nach der Geburt, Daphne war zwei

Jahre in einer belgischen Pflegefamilie, kam dann zur Familie des Vaters nach Sizilien, mit 6 in ein von Nonnen geführtes Heim und schließlich mit 10 zum Vater nach Deutschland, der dort Arbeit gefunden und eine Italienerin geheiratet hatte. Nach kurzer Zeit wurde sie in der Schule und zuhause massiv verhaltensauffällig, kam mit 13 in eine Jugendwohngruppe, mit 14 in ein geschlossenes Heim, mit 16 das erste Mal in die Psychiatrie. Als wir sie mit 18 das erste Mal interviewten schien sie auf eine Drehtür-Psychiatriekarriere hinzusteuern, war sozial, familiär und kulturell völlig entwurzelt und sagte auf die Frage nach Heimat: „Heimat? Ich bin wie ein Nomade in der Wüste. Ich gehe überall hin.“

Zwei Jahre später hatte sie sich erstaunlich gefestigt, war aufgrund einer Fehlplatzierung in einem Frauenhaus (aus dem grundsätzlich niemand hinausgeworfen wurde), einer Liebesbeziehung mit einer älteren Frau und einer intensiven Betreuung durch eine Sozialarbeiterin soweit stabilisiert, dass sie verkündete: „Meine Heimat bin ich selbst, wo ich bin ist auch meine Heimat.“

Zwei Jahre später hatte sie eine eigene Wohnung bezogen, arbeitete in einer Fahrradwerkstatt, hatte eine Therapie begonnen und wieder Kontakt zu ihrer Mutter aufgenommen. Natürlich hatte sie immer wieder emotionale Einbrüche, fühlte sich aber in ihrer Wohnung, in ihrer „selbstgestrickten“ Familie und in ihrem Freundeskreis aufgehoben. Als Fazit formulierte sie jetzt: „Heimat ist etwas, was ich mache.“ Sie hatte die deutsche Staatsbürgerschaft beantragt, „damit mich niemand mehr rausschmeißen kann“ und wollte in München bleiben.

Eine Erfolgsgeschichte? Oder nur Beleg dafür, dass Beheimatung auch bei problematischen Voraussetzungen gelingen kann, wenn es ausreichend soziale Unterstützung, faktische Integration aber auch ein gewisses Maß personaler Reflexion und Identitätsarbeit gibt.

Nicht alle Fälle sind so spektakulär wie Daphnes. Aber auch bei anderen Jugendlichen aus unserer Untersuchung, die ein Problem mit Heimat formuliert hatten (s.a. Mitzscherlich 2000) gab es Entwicklungen, in denen Beheimatung über kleine, selbstbestimmte und selbst gesteuerte, aber häufig auch von Erwachsenen begleitete und unterstützte Schritte gelang. Auch in den Biographien „ganz normaler“ Jugendlicher geht es darum, „seinen Platz in der Welt der Erwachsenen zu finden“ (Erikson), aber auch „bei sich selbst zuhause zu sein.“ Ob dabei zuerst praktische Aktivitäten (einen Arbeitsplatz finden, eine Wohnung einrichten, sich bewerben), soziale Aktivitäten (einen Partner finden, mit Freunden ein Projekt durchziehen, Beziehungen zu den Eltern verbessern), emotional- reflexive Strategien (über Gefühle nachdenken und sprechen, Möglichkeiten bewerten, Wut rauslassen, trauern, sich besser abgrenzen) oder prospektiv-zukunftsgerichtete Strategien (Pläne und Projekte entwickeln,

Perspektiven wechseln, Selbst-Entwürfe) wirksam sind, war von Fall zu Fall unterschiedlich. Ohne soziale Unterstützung, ohne den Zuspruch, die Ermutigung, die Anregung und manchmal ganz praktische Hilfe irgendeiner „signifikanten Anderen“ und oft waren das auch Mentoren: Mitarbeiter aus der kirchlichen Jugendarbeit, Ausbilder, Trainer aber auch Freunde, ging es nicht.

Welche Schlussfolgerungen lassen sich daraus für die Jugendarbeit ziehen? Das Meiste ergibt sich aus dem oben Beschriebenen. Heimat ist in erster Linie ein sozialer Raum, den Jugendliche in Übereinstimmung mit ihrer Person suchen, gestalten und sich aneignen können müssen. Jugendarbeit muss infolgedessen nicht nur (und manchmal nicht mal in erster Linie) Räume bereit stellen und (Freizeit-) Angebote machen, sondern sie muss in erster Linie auf die Qualität des Zusammenlebens in diesen Räumen achten, dem Umgang mit Heterogenität und Verschiedenheit vermitteln, Umgang mit Konflikten lehren, als Ansprechpartner zur Verfügung stehen, Identitätsprozesse begleiten, die Frage danach, ob jemand willkommen ist und welchen Platz er oder sie einnehmen kann, ernst nehmen und gemeinsam mit den Jugendlichen nach Antworten suchen. Das klingt einfach ist aber eine sehr komplexe Aufgabe: Sie setzt nicht nur voraus, dass man sich auf die Welterfahrung der Jugendlichen einlässt, die manchmal sehr verschieden von der eigenen sein kann. Sie setzt auch voraus, dass man selbst irgendwo beheimatet ist (in einer Partnerschaft, im Freundeskreis, unter Kollegen, in einem Glauben...), „gut geerdet“ bleibt und sozialen Rückhalt (auch in seiner Arbeit) erfährt. Aus meiner Sicht setzt die Arbeit mit Jugendlichen aber auch voraus, dass man nicht nur Verantwortung für die Gegenwart übernimmt, sondern offen bleibt für eine Zukunft, die anders aussehen kann und wird, als die Gegenwart. Dass das aber kein Grund für Ängste sein muss (Die leicht instrumentalisierbar sind von Menschen, den es um den Ausschluss anderer und die Abschottung der eigenen Besitzstände gegen Andere geht), sondern, wie es Ernst Bloch in den letzten Zeilen seines Buches „Das Prinzip Hoffnung“ schreibt:

„Es geht um den Umbau der Welt zur Heimat, ein Ort der allen in der Kindheit scheint und worin noch niemand war.“

Lit: (Eigene Arbeiten zum Thema)

Mitzscherlich, Beate (2006) Bedrohte Zugehörigkeit- Beheimatung in einer sich verändernden Welt. In: Edding, C. & Kraus, W. (Hrsg.) Ist der Gruppe noch zu helfen? Gruppendynamik und Individualisierung. Verlag Barbara Budrich, Opladen 2006, S.61-76

Mitzscherlich, Beate (2006) Individualität als Risiko- Integration als Chance? Zur Identitätskonstruktion von Jugendlichen in der Gegenwart. In: Dollinger, B.(Hrsg.) Individualität als Risiko. Soziale Pädagogik als Modernisierungsmanagement. Lit Verlag Berlin 2006, S.83-96

Mitzscherlich, Beate (2005) Beheimatung in Babylon. Bibliotheken als Lese- und Lebensort. In: Materialien zur Erwachsenenbildung, Land Salzburg, 2005, Heft 33, S.

Mitzscherlich, Beate (2004) Heimat ist etwas, was ich mache. In !kultur. Zeitschrift für Soziokultur und kulturelle Initiativen in Niedersachsen, Dezember 2004, S.6-7/22

Mitzscherlich, Beate (2004) Leseerfahrung als Lebenserfahrung- Über den Zusammenhang von Biographie, Identität und Literatur. In Materialien zur Erwachsenenbildung, Land Salzburg, 2004, Heft 30, S.26-31

Mitzscherlich, Beate (2003) Das Verhältnis von Sprache und Identität als psychologische Grundlage individuellen Sprachverhaltens. In: Der Niedersorbische Wendisch. Eine Sprach-Zeit-Reise. Domowina Verlag Bautzen, S. 99-103

Mitzscherlich, Beate (2001) Die psychologische Notwendigkeit von Beheimatung. In: Bucher & Gutenthaler: Heimat in einer globalisierten Welt. 2001, Öbv et hpt. Wien. S. 94- 109

Mitzscherlich, Beate (2001) Von der globalisierten Welt zum sicheren Ort? Überlegungen zum Zusammenhang von Armut und Heimat. In: Sozialpädagogische Impulse H. 4/2001, S.11-15

Mitzscherlich, Beate (2000) Die psychologische Bedeutung von Heimat und der psychische Prozess von Beheimatung- Theoretische und empirische Perspektiven. In Aschauer, Beck und Haußer (Hrsg.) Heimat und regionale Identität. Zeitschrift für Kultur und Bildungswissenschaften. Universität Flensburg, Heft 10/2000

Mitzscherlich, Beate (2000) Die Bedeutung von Initiation in Lebensbiographien. In Inszenierung Lebensweg- Lebensweginszenierungen. Aktion Jugendschutz Sachsen. Thema Jugendschutz 2000. S.3-14

Mitzscherlich, Beate (2000) Heimat ist etwas was ich mache. Eine psychologische Untersuchung zum individuellen Prozess von Beheimatung. Pfaffenweiler. Centaurus. 2. Auflage 2000

Mitzscherlich, Beate (1999) (mit Keupp, H. u.a.) Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne. Reinbek. Rowohlt Enzyklopädie. 1999 (2. überarbeitete Auflage 2002)

## Lit. Heimat/ Identität

- APPLEGATE, Celia. A Nation of Provincials. The German Idea of Heimat. University of California Press. Oxford. 1990
- ATABAY, Iman. Ist dies mein Land? Centaurus-Verlagsgesellschaft. Pfaffenweiler. 1994
- Augé, Marc. Orte und Nicht-Orte. Vorüberlegungen zu einer Ethnologie der Einsamkeit. 1994
- BAACKE, Dieter. Heimat als Suchbewegung. Problemlösungen städtischer Jugendkulturen. In: Cremer & Klein (Hg) Heimat. Analysen. Themen. Perspektiven. Bd.249/1 Bundeszentrale für Politische Bildung. Bonn. 1990. S.479 – 496
- BELSCHNER, Wilfried u.a. Wem gehört die Heimat? Beiträge der Politischen Psychologie zu einem umstrittenen Phänomen.
- BLOCH, Ernst. Das Prinzip Hoffnung. Gesamtausgabe Bd. 5.1.Suhrkamp. Frankfurt- 1967
- BÖHNISCH, Lothar. Distanz und Nähe- Jugend und Heimat im regionalen Kontext. In :Cremer Klein (Hg) Heimat. Analysen. Themen. Perspektiven. Bd.249/1 Bundeszentrale für Politische Bildung. Bonn. 1990. S. 465-471
- BRONFENBRENNER, Uri. Die Ökologie der menschlichen Entwicklung. Natürliche und geplante Experimente. Fischer. Frankfurt 1989
- BRÜCKNER, Peter. Das Abseits als sicherer Ort. Wagenbach. Berlin 1994.
- DOLLINGER, Bernd. Individualität als Risiko. Soziale Pädagogik als Modernisierungsmanagement. Lit Verlag Berlin 2006
- GREVERUS, Ina-Maria. Auf der Suche nach Heimat. Verlag C. H. Beck. München 1979
- EDDING, Cornelia & KRAUS, Wolfgang (Hg.) Ist der Gruppe noch zu helfen? Gruppendynamik und Individualisierung. Verlag Barbara Budrich. Opladen 2006
- ENGELHARDT, Wolf & STOLLENBERG, Ute /Hg.) Die Welt zur Heimat machen. Klinkhardt Verlag. Bad Heilbrunn (Obb) 2002
- ERIKSON, Erik H. Identität und Lebenszyklus. Suhrkamp.Frankfurt.1973
- ERIKSON, Erik, H. Kindheit und Gesellschaft. Klett. Stuttgart. 1965
- GÖRLITZ, Dieter u.a. (Hg) Children, Cities and Psychological Theories. Springer. Berlin
- KEUPP, Heiner u.a. Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne. Reinbek. Rowohlt Enzyklopädie. 1999 (3. Auflage 2008)
- LÖW, Martina. Raumsoziologie. Suhrkamp. Frankfurt. 2001
- MECHERIL, Paul & TEO, Thomas. Andere Deutsche. Zur Lebenssituation von Menschen multiethnischer und multikultureller Herkunft. Dietz. Berlin 1994
- MITSCHERLICH, Alexander. Die Unwirtlichkeit unserer Städte. Frankfurt Suhrkamp 1965
- MUCHOW, Martha & MUCHOW, H.. Der Lebensraum des Großstadtkindes. Päd.extra 1935/1980
- PARIN, Paul. Heimat, eine Plombe. Eva Reden. Band 21
- PIAGET, Jean & WEIL, Anna Marie. The development in children of the idea of homeland. In: International Social Science Bulletin,Jg.3, S.561-578
- SCHMIDT, Thomas E. Heimat. Aufbau Verlag Berlin
- SCHLINK, Bernhard. Heimat als Utopie. Suhrkamp. Frankfurt 2006
- TÜRCKE, Christoph. Heimat. Eine Rehabilitierung. Zu Klampen. Springer. 2006
- ZEIHER, Helga & ZEIHER, Hartmut. Orte und Zeiten der Kinder. Soziales Leben im Alltag von Großstadtkindern. Juventa. Weinheim und München. 1994